

Vom spätromantischen Dichter zum Vordenker des bewaffneten Zionismus

Wladimir Schabotinski forderte eine «eiserne Mauer aus Bajonetten», die zwischen Arabern und Juden errichtet werden müsse

ULRICH M. SCHMID

Ohne Wladimir Schabotinskis energische Vorarbeit ist die Gründung des Staates Israel kaum denkbar. Er begann seine Karriere als Journalist in Odessa, ohne zunächst der prekären Lage der Juden im Zarenreich viel Aufmerksamkeit zu schenken. In seiner Jugend träumte Schabotinski von einer Karriere als russischer Schriftsteller. Seine literarischen Ambitionen scheiterten aus zwei Gründen: Erstens gelang es ihm nie, mit seinen spätromantischen Texten die Aufmerksamkeit der führenden Kritiker auf sich zu ziehen. Zweitens rüttelte ihn das Pogrom von 1903 in Kischinjaw auf, bei dem 49 jüdische Todesopfer zu beklagen waren.

Kurz darauf besuchte Schabotinski den Basler Zionistenkongress, wo er zum ersten und einzigen Mal sein Idol Theodor Herzl sah. Nach der russischen Revolution von 1905 setzte sich Schabotinski für eine Demokratisierung und Föderalisierung des Zarenreichs ein. Er forderte, dass Russland ein «Nationalitätenstaat» mit weit ausgebauten Rechten für die ethnischen Minderheiten werde. Die Schaffung eines rein russischen «Nationalstaats» sei zum Scheitern verurteilt.

Für Bündnis gegen Rote Armee

1912 verteidigte er eine juristische Dissertation mit dem Titel «Die Selbstverwaltung einer nationalen Minderheit». In dieser Arbeit erwähnte Schabotinski die Juden nicht. Stattdessen konzentrierte er sich auf die rechtliche Situation der Polen oder der Deutschen im russischen Imperium. Er unterstrich dabei sogar die Interessen der Titulnation. Möglicherweise setzte sich Schabotinski nicht zu stark für die Rechte der jüdischen Minderheit ein, weil er bereits an die arabische Minderheit im zukünftigen jüdischen Mehrheitsstaat dachte.

Vor dem Hintergrund des wachsenden Antisemitismus gelangte Schabotinski zur Überzeugung, dass nur bewaffneter Widerstand das jüdische Volk retten kann. Während des Ersten Weltkriegs organisierte er eine jüdische Legion unter britischer Schirmherrschaft. Im Jahr 1921 schloss er ein Abkommen mit Maxim Slawinski, einem Vertreter der kurzlebigen Ukrainischen Volksrepublik. Beide wollten ein ukrainisch-jüdisches Bündnis gegen den



«Die Juden müssen geschützt werden, ob mit Gottes Hilfe oder mit der Hilfe des Teufels», schrieb Wladimir Schabotinski (Mitte). Hier um 1940 in London.

FPG/GETTY

neuen bolschewistischen Staat schmeiden: Eine jüdische Gendarmerie sollte hinter der ukrainischen Verteidigungs-offensive gegen die Rote Armee folgen und in allen besetzten ukrainischen Orten die jüdische Bevölkerung schützen.

Das Abkommen zwischen Schabotinski und Slawinski, das im Übrigen toter Buchstabe blieb, stiess bei jüdischen Intellektuellen auf scharfe Kritik. Slawinski stand dem früheren ukrainischen Staatschef Simon Petliura nahe, der als Antisemit galt. Schabotinski wurde beschuldigt, einen Pakt mit dem Teufel zu schliessen. Er betonte jedoch die Notwendigkeit der jüdischen Selbstverteidigung. In einem Brief an den zionistischen Vorstand in New York schrieb er: «Die Bolschewiken und Petliura stinken beide, aber die Juden müssen geschützt werden, ob mit Gottes Hilfe oder mit der Hilfe des Teufels.»

1923 gründete Schabotinski die militariserte Jugendorganisation Betar.

Ihre Mitglieder trugen braune Hemden und erhoben die Hand zum römischen Gruss. In einem oft zitierten Artikel «Über die eiserne Mauer» forderte Schabotinski eine militärische Frontstellung der Juden in Palästina gegen den arabischen Feind und schloss eine Friedenslösung aus.

Schabotinski behandelte die jüdische Frage wie jede andere nationale Frage im Europa der Zwischenkriegszeit: Die Juden waren eine Nation, die einen Staat brauchte. Es gab allerdings zwei Punkte, die das jüdische Nationalprojekt zu einem Spezialfall machten. Erstens hatten die Juden noch keine homogene Kultur aufgebaut, die auf einer gemeinsamen Sprache beruhte. Schabotinski gehörte zu den entschiedensten Befürwortern des Hebräischen als neuer Nationalsprache Israels. Er zog sogar seinen Sohn in der hebräischen Sprache auf, die er selbst nur als eine seiner vielen Fremdsprachen beherrschte. Zweitens lebte das jüdische

Volk in der Diaspora und musste daher erst in das Land seiner Bestimmung einwandern, bevor es einen Nationalstaat gründen konnte.

Religion als blinder Fleck

Schabotinski lobbyierte unermüdlich für das zionistische Projekt – als Impresario oder als Kolumnist. Schabotinskis politische Tätigkeit rief unterschiedliche Reaktionen hervor. Er wurde als jüdischer Garibaldi bejubelt und als jüdischer Mussolini kritisiert. David Ben-Gurion nannte ihn sogar «Wladimir Hitler». In der Tat war Schabotinski eine widersprüchliche Person. Einerseits faszinierten ihn die autoritären Alternativen zu den «weimarierten» Demokratien im Europa der Zwischenkriegszeit. Andererseits stand er in der Tradition des westlichen Liberalismus.

Pikanterweise war der zukünftige Staat Israel für Schabotinski keine per-

sönliche Herzensangelegenheit. In seiner Autobiografie erinnert er sich an den Basler Zionistenkongress: «Ich verspürte damals keine romantische Liebe für das Land Israel – und ich bin mir auch nicht sicher, ob ich sie heute verspüre.» Schabotinski fragte sich, ob die europäischen jüdischen Intellektuellen nicht doch Wiesbaden Jerusalem vorziehen würden, wenn sie die Wahl zwischen dem deutschen Kurort und der heiligen Stadt hätten. Die Auswanderung in das «Gelobte Land» war eine Heilsvorstellung, die er für sein Volk, aber nicht für sich selbst ins Auge fasste.

Die Religion war ein blinder Fleck in Schabotinskis Konzept der jüdischen Nation. In seinen zahlreichen Zeitungsartikeln ging er nie auf die Vorstellung eines jüdischen Gottes ein. Auch persönlich glaubte er nicht an ein höheres Wesen. In seinem Testament erlaubte er sogar die Einäscherung seiner sterblichen Überreste. Aus gesellschaftspolitischen Gründen begrüßte er aber die Religion: In einem Brief aus dem

Schabotinski wurde als jüdischer Garibaldi bejubelt und als jüdischer Mussolini kritisiert.

Jahr 1935 an seinen Sohn Eri hoffte Schabotinski auf eine neue Generation von Gläubigen, die sich im erst zu schaffenden jüdischen Staat moralisch verhalten würde.

Schabotinskis ambivalente Haltung ist auf seine Sozialisierung als säkularisierter Jude in einem multikulturellen Umfeld und auf seine Gewalterfahrung im Zarenreich zurückzuführen. Er erblickte seine Lebensaufgabe darin, die ganze zivilisierte Welt zu bereisen (zu der die Araber aus seiner Sicht nicht gehörten), um mit den Reichen und Mächtigen über das Schicksal der osteuropäischen Juden (und nach 1933 vor allem der deutschen Juden) zu diskutieren. Die Gründung des Staates Israel erlebte er nicht mehr – er erlitt 1940 einen tödlichen Herzinfarkt.

Das Fliessband des Todes läuft schon lange

Kriegstagebuch aus Charkiw. Von Sergei Gerasimow

SERGEI GERASIMOW

Im gepanzerten Zug von Kim Jong Un gibt es viel Luxus und gegen Attentate gesicherte Autos, um im Falle eines Problems schnell zu entkommen, während Putins gepanzelter Zug Schiessscharren aufweist und eine Menge medizinischer und kosmetischer Ausrüstung mit sich führt.

Es scheint, dass ein gepanzelter Zug nicht nur ein physisches Objekt ist, sondern auch eine Form des Denkens, eine Form der Wahrnehmung der Realität. Er ist zugleich eine Diagnose, denn ein geistig gesunder Mensch wird im 21. Jahrhundert nicht in einem gepanzerten Zug reisen.

In der Sowjetunion hörten wir oft ein Lied, das so ging: «Wir sind friedliebende Menschen, aber unser Panzerzug steht bereit!»

Genau so lebten wir früher: Das Land «kämpfte für den Weltfrieden», aber der gepanzerte Zug, gross und furchterregend, bereit, auf alles zu schießen, was sich ringsherum bewegt, ros-

tete irgendwo auf den Feldern vor sich hin. Ein gepanzelter Zug, weniger als ein physisches Objekt, sondern als eine Form des Denkens betrachtet. Und als Diagnose, natürlich.

Den Krieg verteidigen

Ich weiss nicht, wann genau man in Russland anfang, Vorschulkinder in Militäruniformen zu stecken, und wann man begann, Kindergarten-Truppenparaden abzuhalten, aber beides geschieht schon seit geraumer Zeit. Es hob damit an, dass Vorschulkinder am 9. Mai, dem russischen Tag des Sieges, Armeeuniformen anziehen sollten, um zu erfahren, dass Krieg schlecht ist. Die Uniformen ähnelten in der Regel den alten Uniformen aus dem Zweiten Weltkrieg. Manche der Kinder, welche die grüne Kleidung des Todes trugen, hatten noch Schnuller im Mund.

Allmählich mutierten die Paraden der russischen Vorschultruppen. Der Grundgedanke, dass Krieg verwerflich sei, verwandelte sich unmerklich in eine Verteidigung des Krieges. Es wurden

Militärklubs für Vorschulkinder gegründet, und die Kleinen begannen, nicht nur an hohen Feiertagen Militäruniformen zu tragen. Zugleich wurden die Uniformen immer zeitgemässer.

Ich betrachte ein Foto von Kindern, die in der Nähe ihres Kindergartens irgendwo in der russischen Provinz stehen. Sie alle tragen moderne Militäruniformen und halten original grosse Nachbildungen von Schnellfeuergewehren in der Hand. Diese Schnellfeuergewehre sind grösser als die Kinder selbst, was diese nicht im Geringsten zu stören scheint. Ihren Gesichtern und Posen nach zu urteilen, freuen sie sich ganz offen über das, was man mit ihnen macht.

Bei den ganz jungen Kindern stehen auch ältere Kinder. Wahrscheinlich handelt es sich um Schüler, die in den Kindergarten gekommen sind, um den Kleinsten zu erklären, dass Krieg gut sei. Sie sind jene, die vor fünf oder sechs Jahren in die Kleider des Todes gekleidet wurden. Sie haben sich ihrer Schnuller längst entledigt, aber in Waffen und Militäruniformen sind sie nach wie vor vernarrt.

Der Kindergarten trägt den Namen «Glühwürmchen». Der Eingang besteht aus einer breiten gepanzerten Tür. «Wir freuen uns, dich zu sehen», lautet die fröhliche Aufschrift, aber die Augen jedes Kindes sind verdunkelt durch den geistigen Panzerzug, der in ihnen heranwächst und darauf vorbereitet wird, alles in seinem Weg zu zerstören, wenn der Führer des Landes den Befehl dazu gibt. Und er wird Befehle erteilen. «Krieg ist etwas für die Jugend: Er ist eine Medizin gegen Falten.» So sang einst Wiktor Zoi, eine Ikone des Sowjet-Rock.

Schnuller und Militäruniform

Putin hofft auf einen langen Krieg. Wie alle Diktatoren plant er, ewig zu leben und zu herrschen. In fünf oder sieben Jahren können die Kinder, die als Erste, noch mit Schnuller im Mund, Militäruniformen trugen, bereits in den Schützengräben sterben. Und bald danach werden neue Generationen, denen man die Liebe zum Krieg eingetrichtert hat, im Gleichschritt mar-

schieren. Das Fliessband des Todes ist längst schon angelaufen.

So etwas gibt es in der Ukraine nicht, und so ist es verständlich, dass wir gegen Russland im Hintertreffen liegen, wenn es darum geht, den Wahn des Militarismus zu entfachen. Aber wir verfügen über etwas anderes, etwas sehr Einfaches, aber Wichtiges: Wir wissen, dass Krieg schlecht ist.

Ein Bürger von Kiew, der sich an die ersten Kriegsmomente erinnert, erzählt von den Menschen, die sich ab sieben Uhr morgens vor dem Melde- und Einberufungsbüro anstellten, obwohl das Büro erst um acht Uhr öffnete. Um sieben Uhr dreissig standen bereits fünfzehn Leute in der Schlange. Einer der Männer war schon zum dritten Mal da, obwohl oder weil er bisher abgelehnt worden war.

Alle waren sie ganz normale, sanftmütige Menschen, und in ihrem Herzen war kein Panzerzug unterwegs. Menschen, denen voll und ganz klar war, dass Krieg ein schreckliches Übel ist.

Aus dem Englischen von Andreas Breitenstein.